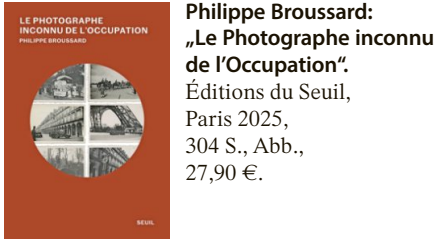


Les Fritz als Herren an der Seine

Philippe Broussard beschreibt seine Suche nach dem unbekannten Fotografen, dem sich Hunderte Bilder des besetzten Paris verdanken.

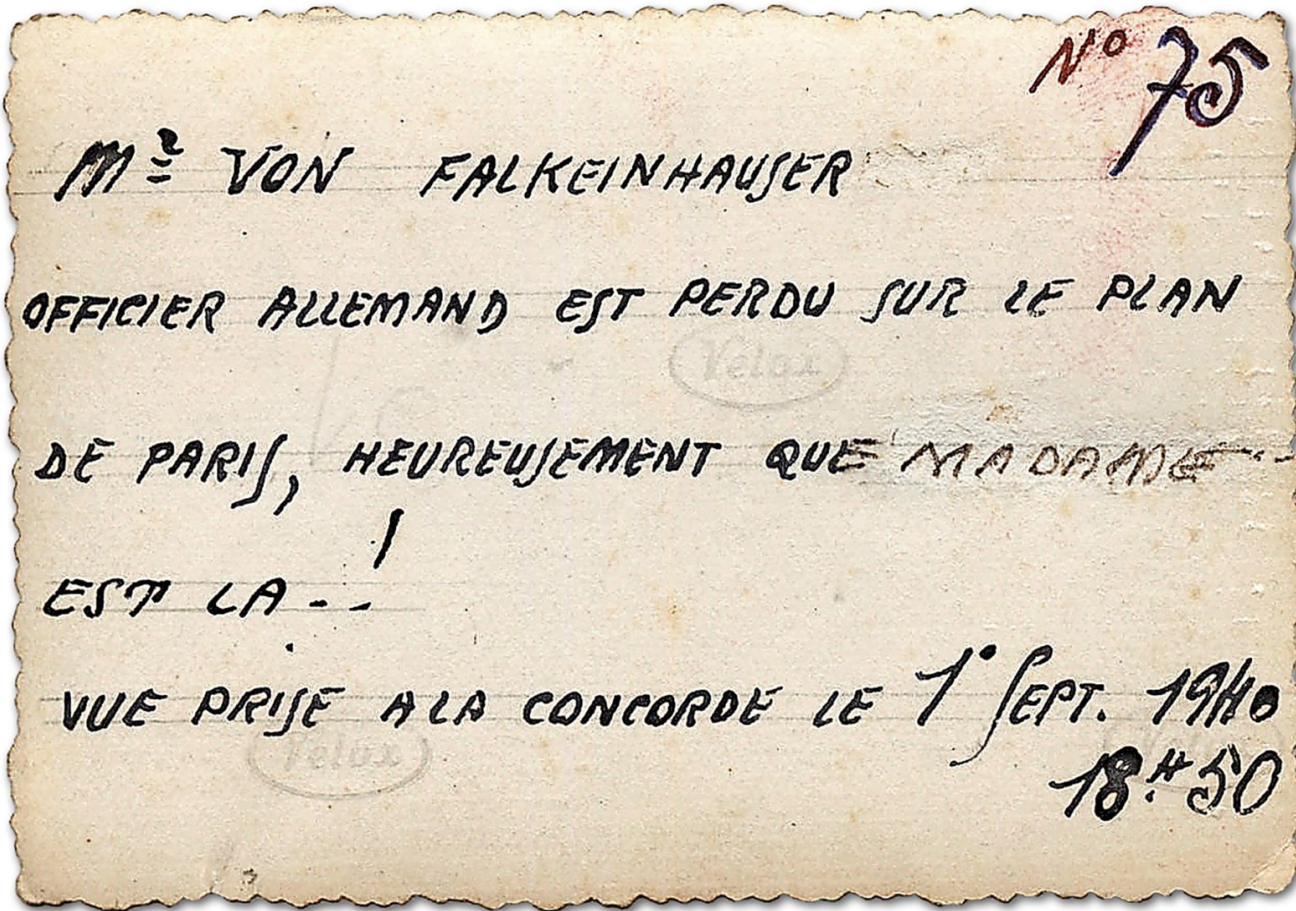
Zweimal im Jahr, an Ostern und Mitte August, treffen sich Sammler aus ganz Frankreich für ein Wochenende im süd-französischen Städtchen Barjac. Abseits aller Bahnstrecken und im nördlichsten Zipfel des Département du Gard gelegen, werden sie von der „brocante de Barjac“ angelockt, einer unter freiem Himmel ausgerichteten Mischung aus Antiquitätenmesse und Flohmarkt. Mit ihr verbindet sich das Versprechen auf kleine und große Funde; und wer das jüngste Buch des französischen Journalisten Philippe Broussard gelesen hat, wird auch die spektakulären für möglich halten.

Im August 2020 fand Stéphanie Colaux, Dokumentarfilmerin und Sammlerin historischer Fotografien, in Barjac ein Album mit fast vierhundert Aufnahmen. Sie zeigen das durch die Wehrmacht okkupierte Paris und erlauben für die Jahre zwischen 1940 und 1942 einen bislang nahezu unbekannten Blick. Ein namenloser Fotograf hatte sich allen Verboten zum Trotz darangemacht, die deutsche Besatzung systematisch mit der Kamera zu dokumentieren.



Den größten Teil seines Buches widmet Broussard der schrittweisen Auflösung jenes Rätsels, das er bereits im Titel ausstellt: Wer ist jener Fotograf, dem das Bildgedächtnis für das besetzte Frankreich einen so wichtigen Neuzug verdankt? Die Frage liegt schon deshalb nahe, weil sich der oder die Unbekannte nicht mit der risikoreichen Bilderjagd im Pariser Stadtraum begnügte. Die Abzüge der Fotografien wurden auf der Rückseite sorgfältig nummeriert und mit beißenden Kommentaren beschriftet. Entstanden ist auf diese Weise ein Archiv, das mitunter auf die Minute genau die eingefangenen Situationen datiert und beschreibt. Am Unrecht der Besatzung lassen diese Bemerkungen keinen Zweifel aufkommen – „les Fritz“, wie die Deutschen hier meist heißen, werden in den Fotografien als rücksichtslose Herren der Lage gezeigt.

Im allerersten Satz des Buches legt Broussard ein überraschendes Geständnis ab: Von Fotografie verstehe er eigentlich nicht besonders viel, die ganzen technischen Aspekte kämen ihm sogar ein wenig befremdlich vor. Umso mehr aber zeigen die sich anschließen-



Ein deutscher Offizier, eine Pariserin und der Schatten von Raoul Minot an der Place de la Concorde

Foto Éditions du Seuil

den Kapitel, wie viel der Investigativjournalist, der jahrzehntlang für verschiedene Magazine und Zeitungen als Reporter gearbeitet hat, von gründlicher Recherche versteht. Teilnehmen können die Leser an einer minutös beschriebenen Suche nach Anhaltspunkten, um diese spektakuläre, aber dennoch ano-

nyme Quelle zum Sprechen zu bringen. Vier Jahre lang und dabei zu großen Teilen unter den erschwerten Bedingungen der Pandemie betrieb Broussard das klassische Geschäft aller historischen Forschung: Er recherchierte in Archiven, führte Interviews mit Zeitzeugen und Nachfahren, schrieb Hunderte E-Mails,

und nicht zuletzt blätterte er in alten Adress- und Telefonbüchern.

Es lässt sich gar nicht überlesen, dass Broussard Gefallen daran findet, diese ganz alltäglichen Forschungsmethoden zur Detektivgeschichte zu stilisieren. Doch gibt ihm nicht allein die packende, in der Tat wie ein Krimi geschriebe-

ne Reportage recht, sondern vor allem das Ergebnis, das am Ende seiner jahrelangen Recherchen steht. Woher eigentlich konnte der unbekannte Fotograf sein Filmmaterial in so großem Umfang beziehen? Und wo konnte es unter Ausschluss von Gefahren entwickelt und abgezogen werden? War es tatsächlich denkbar, dass dies in einer improvisierten heimischen Dunkelkammer geschah? Broussards Forschungen führten ihn schließlich an den Boulevard Haussmann und dort in das Luxuskauflhaus Printemps. Seit 1911 war hier Raoul Minot als Verkäufer für Damenkleidung tätig, bevor er zum Abteilungsleiter befördert wurde. Ebenso wichtig aber ist, dass Minot ein passionierter Amateurfotograf war.

Anschaulich beschreibt Broussard den Kosmos des Warenhauses als einen Ort des ganz alltäglichen Widerstands gegen die deutsche Besatzung. Auf diese Weise lässt sich Minots systematische fotografische Dokumentation als eine Mikrogeschichte der Résistance begreifen. Sie zeigt ein kompliziertes Zusammenspiel von Mitwissen und Unterstützern. Auf sie war der Fotograf angewiesen, um mit seiner Brownie Kodak unter großen Gefahren mehr als tausend Bilder aufnehmen und verarbeiten zu können. Erst seit Broussards Recherchen wird deutlich, wie groß diese fotografische Produktion tatsächlich gewesen ist. Inzwischen wurde sie um weitere Archivbestände und neue Funde erweitert.

Leider wird in Broussards Buch das in Barjac gefundene Album nur zu einem guten Fünftel reproduziert. Dennoch macht auch dieser Ausschnitt verständlich, wieso diese Bilder in Frankreich bei ihrer ersten Publikation enormes Aufsehen erregten. In einer fünfteiligen, in „Le Monde“ im Sommer 2024 erschienenen Artikelserie hatte Broussard seine Recherchen zum ersten Mal ausführlich vorgestellt. Bereits seinerzeit wurde deutlich, was sich auch jetzt in der erheblich erweiterten Buchfassung bestätigt: Dem Reporter war es insbesondere wichtig, den Urheber dieser Bilder zu finden. In der Fotoforschung werden namenlose Flohmarkt-Funde auch als „orphan images“ bezeichnet. In diesem Sinn sind die Bilder aufgrund von Broussards Recherchen nicht länger verwaist. Der ausschnittshafte Blick, den sein Buch auf diese Aufnahmen gewährt, zeigt aber auch, dass für die künftige historische und bildkritische Forschung ein reicher Gegenstand gewonnen ist, der in seinem ganzen Umfang überhaupt erst noch erschlossen werden muss.

Minot selbst hat seinen fotografischen Widerstand mit dem Leben bezahlt. Aufgrund einer Denunziation verhaftet, wurde er 1943 nach Mauthausen, Buchenwald und schließlich Flossenbürg deportiert. Zwar überlebte er die zweijährige Haft in den Konzentrationslagern, war allerdings nach seiner Befreiung im April 1945 bereits so geschwächt, dass er kurz darauf im Krankenhaus starb. Mit der Wiederentdeckung seiner Fotografien geht aber auch die des Fotografen einher. Nur wenige Wochen nach Erscheinen der Artikelserie in „Le Monde“ wurde Minot durch den französischen Staat mit dem Titel „Mort pour la France“ geehrt.

STEFFEN SIEGEL

Hinter dem Horizont

Wolfgang Müller-Funk sondiert Grenzverläufe

Wer auf sich hält, brüste sich gern mit dem Prädikat „ohne Grenzen“: Ärzte, Anwälte, Reporter; bald wohl auch Zöllner „ohne Grenzen“, spottete einmal der französische Intellektuelle Régis Debray. Wolfgang Müller-Funk bemüht sich dagegen auf seine Art, mit weit ausholenden Überlegungen, Vorurteile gegen Grenzen auszuräumen. Grenzhaftigkeit sei schließlich mit der ihr innewohnenden Dynamik von Trennung und Übergang, von Öffnen und Schließen ein strukturierendes Element unserer Lebenswelt, schreibt Wolfgang Müller-Funk. Er nennt das „Liminalität“.

Einem heute politisch so brisanten Begriff kann eine sorgfältige Hinterfragung nur guttun. Müller-Funk fährt dafür ein breites Sortiment an philosophischen, soziologischen und psychoanalytischen Verweisen, politischen Beispielfällen, literarischen Figuren und Motiven auf. Er beginnt mit der Feststellung einer prinzipiellen Asymmetrie von Grenzen. Sie werden von manchen festgelegt, von anderen eingehalten (oder nicht). In der Demokratie strebt man danach, über Grenzsetzung zu verhandeln und das Machtgefälle zu relativieren. Zu den Hauptinspiratoren des Buchs gehört Georg Simmel und seine Theorie des Öffnens und Schließens, Trennens und Verbindens als zentrales Element des Makrophänomens Kultur. Mehr als von offensichtlichen, physisch lokalisierbaren Grenzen ist deshalb von den unsichtbaren Grenzen die Rede.



Deren Spektrum ist enorm. Neben den Sprachräumen, an deren Rändern die Übersetzer sich abmühen, gibt es die sozial durchfurchten, die psychologisch geschichteten oder die subjektiven und intimen Räume, an deren Grenzen Dinge wie Rivalität, Konflikt, Neid, Annäherung, Aggression, Scham mit ins Spiel kommen. Membranen, Wände, Fenster, Türen und Tore, Rahmen, Brücken, Höhlen sind wiederkehrende Motive im Buch, und unter den zahlreich zitierten Autoren nimmt Kafka mit seinem Türhüter im Gleichnis „Vor dem Gesetz“ oder dem Mutanten Gregor Samsa in „Die Verwandlung“ einen Ehrenplatz ein.

Die „Phänomenologie des Liminalen“, die Müller-Funk hierbei vorschwebt, sucht er statt durch systematische Erfassung eher durch essayistisches Umkreisen zur Darstellung zu bringen. Seinem matten Geständnis, dass das Thema der Grenze in einem so weiten Sinn „ironisch formuliert grenzenlos“ sei, kann man nur zustimmen. Als Leser treibt man in der Fülle des Materials, ganz dem ausufernden Untertitel des Buchs gemäß, ins Unüberschaubare davon, wie der – vom Autor nicht erwähnte – Kübelreiter in Kafkas gleichnamiger Erzählung, der emporschwebend um sich nichts Genaueres mehr erkennt und sich „auf Nimmerwiedersehen“ verliert.

Viele der herbeibemühten Analogien bleiben unausgeschöpft wie Muster eines großen Thementepichs ohne klaren Zusammenhang. Die allzu zahlreich gesetzten Zwischen titel innerhalb der Kapitel verstärken den Eindruck von Assoziation und Akkumulation. Hinter dem ganzen Reichtum spürt man die Mühe, das aus langer Forschung zusammengetragene Material in eine bündige Ordnung zu bringen. Im sieben Seiten umfassenden Verzeichnis der Bibliographie nehmen Müller-Funks eigene Werke gut eine Seite ein.

Mit Gewinn liest man deshalb dieses Buch, indem man die essayistische Leichtigkeit selbst mitbringt und zwanglos das Interessante aufschnappt, wie es kommt. Die von Caspar David Friedrichs Gemälden ausgehende Überlegung, dass Horizonte Grenzen von Grenzen sind, weil es für sie kein „drüben“ gibt, und dass Welt- raum, Tageshimmel oder unüberblickbare Ozeane insofern gar keine Räume sind, ist bedenkenwert. Anregend auch die Darstellung des Exils als eine Perversion der Grenze, die nicht mehr umschließt, sondern ausschließt und ein doppeltes Fremdsein schafft: im bisherigen Zuhause und im künftigen Anderswo. Gern folgt man überdies Müller-Funks Einwand gegen die von Zygmunt Bauman diagnostizierte „grenzauflösende Gesellschaft“ in unserer „flüchtigen Moderne“, dem Einwand nämlich, dass einstige Grenzmauern in elektronischen Überwachungseinrichtungen überleben und dass die digital flüchtige Moderne sehr wenig zu tun hat mit der positiven oder negativen Utopie des herkömmlichen Nomadentums. JOSEPH HANIMANN

Muss es denn Faschismus sein?

Mit Künstlicher Intelligenz in die neue Welt: Rainer Mühlhoff verknüpft die politische und technologische Entwicklung der USA

Über die Gefahren von KI ist schon viel geschrieben worden, ebenso über die neue Allianz zwischen Tech-Elite und amerikanischer Regierung. Ob es eine bestimmte Ideologie gibt, welche diese beiden taktebenden Machtzentren miteinander verbindet und zu einer Synergie führt, darüber las man bisher wenig. Mühelos ins Auge fällt, dass Trumps Missachtung der demokratischen Institutionen ebenso maßlos zu sein scheint wie der Opportunismus der Digital-Milliardäre.

Das Buch von Rainer Mühlhoff stößt in diese Lücke vor und will das Gefahrenpotential der amerikanischen politischen Entwicklung ausloten. Als Urzene des neuen Amerika beschreibt Rainer Mühlhoff, der Ethik und kritische Theorien der Künstlichen Intelligenz an der Universität Osnabrück unterrichtet, das dreiste Eindringen der von Elon Musk vorübergehend geleiteten Abteilung für Regierungseffizienz (DOGE) in die Datenbanken von Behörden und Ministerien – als handle es sich um einen rechtsfreien Raum. Die hier hervortretende „Mischung aus Überumpelung, Einschüchterung und Hacker-Taktiken“ versucht der Autor zunächst mit den Begriffen „Säuberungsaktion“ und „Kulturrevolution“ zu fassen, bevor er sie als „faschistoid“ bezeichnet. Das wiederum überrumpelt beim Lesen, auch wenn es eine vergleichbare Einlassung schon von dem amerikanischen Philosophen Jason Stanley gab.

Doch noch eine andere Aussage Mühlhoffs irritiert: „Dieser neue Faschismus sieht in vielen Hinsichten nicht exakt so aus wie seine historischen Vorbilder – doch gerade deshalb müssen

die Kräfte, die ihn antreiben, frühzeitig als faschistisch erkannt werden.“ Das erinnert an einen Zirkelschluss. Könnte es sich nicht auch um eine wirklich neue Form von Autoritarismus handeln? Das mit „Faschismus“ überschriebene Unterkapitel beginnt Mühlhoff überrä-



Urszene des neuen Amerika: Elon Musk im Februar 2025

Foto AFP

schend defensiv: „Ziel des Buches ist es nicht, Faschismus zu definieren.“ Wie soll dann eine befriedigende Subsumption stattfinden?

Mühlhoff hält es für einen Fehler, den Faschismus ausschließlich historisch zu fassen, und beschließt daher, den Begriff zumindest probeweise auf das Amerika unserer Tage anzuwenden. Drei Merkmale schreibt er der faschistischen Ideologie zu. Sie sei, erstens, geprägt durch „antidemokratisches Wirken“, zweitens durch Gewaltbereitschaft, die sich auch rein sprachlich, etwa durch Schmutzkampagnen und Einschüchterung, äußern könne. Drittens benutze der Faschismus Technologie gezielt „als Machtinstrument“ – Mühlhoff erinnert an die enge Zusammenarbeit des NS-Staates mit dem Konzern IBM und dessen früher Lockhart-Technik. Verwirklichen wolle der Faschismus eine „Unterordnung von Mensch, Kultur und Gesellschaft unter eine technologisch zu realisierende Logik von Effizienz, Profit und nationaler oder ethnischer Überlegenheit“. Diese insgesamt seltsame Definition scheint auf Trumps Amerika hingeschrieben.

Der Faschismustypischen Instrumentalisierung der Medien widmet sich Mühlhoff in einer Analyse der aktuellen KI-Landschaft. In der oft unterschätzten Unvollkommenheit von KI stecke eine besondere Gefahr. Artificielle Intelligenz sei, so Mühlhoff, wie gemacht „zur Ansammlung, Sicherung und Ausübung von Macht und Kontrolle“, jederzeit könne sie partikulären Interessen unterworfen und zur Unterdrückung oder Auslese eingesetzt werden.

Längst hätten sich zahlreiche, in der Tech-Szene verbreitete libertäre und

elitistische Weltanschauungen den KI-Hype zunutze gemacht. Zu diesen Anschauungen zählt Mühlhoff etwa den „Technologischen Determinismus“ und den „Techno-Optimismus“, die beide Technik als „autonome Kraft“ und einzige „Quelle für Wohlstand“ überhöhten. Die gegenwärtige und künftige Verteilung von Macht und Ressourcen bleibe dabei bewusst unterbelichtet. Dem Transhumanismus und Singularitarismus, die beide übermenschliche Fähigkeiten durch Verschmelzung mit digitalen Prozessen herbeisehnen, bescheinigt Mühlhoff eine Nähe zur Eugenik und Rassentheorie. Effektiver Altruismus und Longtermismus ähnelten sich darin, drängende Probleme der Gegenwart wie etwa den Klimawandel zugunsten angeblich nutzbringenderer Zukunftsentwürfe zurückzustellen. Flankierend würden Ängste vor dem Abgehängtwerden geschürt. Dabei sei die Anwendung von KI derzeit noch weitgehend ineffizient, der Ressourcenverbrauch enorm; die Entwicklung einer kreativen Superintelligenz werde von Fachleuten überwiegend als unwahrscheinlich eingeschätzt.

Politisch wirksam seien die genannten Ideologien bereits in Bewegungen wie dem Cyberlibertarismus oder dem, so Mühlhoff, theoretischen Unterbau der Alt-Right-Bewegung, die sich teilweise als schonungslose Gegenbewegung zur historischen Aufklärung begreift und als natürlich deklarierte Hierarchien wiederherstellen will. In dem Ideal einer CEO-Monarchie, entwickelt von dem Blogger und Softwareentwickler Curtis Yarvin, können sich sowohl Trump und viele aus seinem Umkreis als auch Tech-Bosse wiederfinden (F.A.Z. vom 16. Dezember).

Was tun gegen den aus Mühlhoffs Sicht aufziehenden „neuen Faschismus“? Der Autor plädiert dafür, antidemokratische Kräfte konsequent zu isolieren, was jedoch auf die USA bezogen kaum noch möglich ist. Zudem fordert er eine breite Debatte über KI und die konsequente Regulierung ihrer Auswüchse. Die Auseinandersetzung darüber ist derzeit in vollem Gange. Die EU muss sie mit großer Entschlossenheit führen, allein, um die Rechte ihrer Bürger zu schützen.

Sein Buch ist eine anregende Beschreibung dessen, was in Trumps Amerika vor sich geht, das sich mehr und mehr von demokratischen Maßstäben entfernt und oligarchischen sowie autokratischen Formen annähert. Mit viel Aufwand will der Autor dabei den Faschismus-Begriff zur Anwendung bringen, tut sich aber schwer damit, eine historisch valide Definition zu entwickeln. Wie zum Ausgleich bemüht er die Überzeugungskraft von Korrelationen – ein Vorgehen, das er in seinem Buch mehrfach an der Tech-Industrie kritisiert. Vielleicht, so lässt sich dagegen einwenden, ist dies das eigentlich Gefährliche an der neuen Entwicklung in den USA und der Allianz zwischen Trump, Tech und KI: dass sie weder dem Faschismus noch sonst irgendetwas wirklich ähneln.

UWE EBBINGHAUS



Rainer Mühlhoff:
„Künstliche Intelligenz und der neue Faschismus“.
Reclam Verlag, Ditzingen 2025, 160 S., br., 8,- €.